

Aus dem Leben eines Musikkritikers

Kolumne Nr. 9: Orpheus Britannicus

Es gibt Interviews und Interviews. Die einen reagieren wie Automaten; alle Fragen haben sie schon mal gehört, die Antworten schnurren mechanisch ab. Bei andern wird ein immenser Redefluss angeregt; ein Stichwort genügt und dann sprudelt es viertelstundenlang. Manchmal jedoch, und das ist erquickender, kommt es zu einem echten Gedankenaustausch. Der Glücksfall ist vollends da, wenn der Künstler das publizistische Gegenüber als Partner akzeptiert; dann entwickelt sich so etwas wie ein Gespräch unter Gleichgestimmten.

Von solch einer Begegnung der höheren Art soll hier berichtet werden – mit einem Mann, der ein genialer Musiker war und eben auch mehr: eine grosse Persönlichkeit. Nämlich Benjamin Britten, der englische Komponist. 1969 dirigierte er an den Luzerner Festwochen Henry Purcells „The Fairy Queen“ in einer eigenen Einrichtung. Der Barockmeister Purcell wird oft als „Orpheus Britannicus“ bezeichnet – ein Ehrentitel, der gewissermassen auf Benjamin Britten übergegangen ist.

Wir trafen uns im Hotel Chateau Gütsch hoch über Luzern. Natürlich war auch Peter Pears, der Lebenspartner des Komponisten, bei unserem Treffen dabei – schliesslich sang er in „The Fairy Queen“ die Tenorrolle. Wir unterhielten uns über Purcell und die englische Musik generell. Zum Beispiel über Brittens prominentesten Vorgänger in der Epoche der späten Romantik, Edward Elgar – ein Komponist, der diesseits des Ärmelkanals kaum allzu hohes Ansehen geniesst. Keck fragte ich Britten, welche Bedeutung er Elgar im Vergleich zu dessen kontinentalen Zeitgenossen einräume. Seine Antwort: Ein Riese („a giant“) wie Mahler sei er zwar nicht, gewiss aber ein herausragendes Talent auf dem Niveau etwa von Richard Strauss.

Britten, der schon damals mit 56 Jahren leicht kränkelte, gab offen zu, dass er das Dirigieren vor allem aus finanziellen Gründen betreibe. Genauer: um Geld für sein Lieblingsprojekt, das Festival in Aldeburgh (Suffolk), aufzutreiben. Dort, im benachbarten Snape, war sein mit viel Liebe eingerichtetes Aufführungszentrum „The Maltings“ kürzlich abgebrannt – Britten wie Pears steckten ihre ganze Energie in den Wiederaufbau. Aber natürlich war Britten in erster Linie Komponist. Er arbeitete gerade an seiner neuen Oper „Owen Wingrave“ nach einer Kurzgeschichte von Henry James: ein Auftrag der BBC und als Fernseh-Oper ein neues, lockendes Betätigungsfeld für den stets neugierigen Komponisten.

Er erzählte mir auch von einem vagen Plan, den er erst einige Jahre später verwirklichen sollte: eine Oper nach Thomas Manns Erzählung „Tod in Venedig“. Der Stoff lag offenbar in der Luft, Luchino Viscontis Filmfassung „Morte a Venezia“ war in diesem Moment noch gar nicht herausgekommen. Bei Visconti ist Gustav von Aschenbach ein Musiker mit den Zügen von Gustav Mahler (und dazu natürlich Musik von diesem). Britten hielt sich enger an die literarische Vorlage: Aschenbach als Schriftsteller. Nicht zuletzt, versteht sich, mit einer Bombenrolle für Peter Pears. Bei der Uraufführung im Juni 1973 – in der wieder hergestellten The Maltings, Snape – war der Komponist bereits zu schwach, um selber den Dirigentenstab zu führen. „Death in Venice“ sollte sein letztes grosses Werk bleiben.

Mario Gerteis